

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1930

118 (21.5.1930) Unterhaltung, Wissen, Kunst

Unterhaltung * Wissen * Kunst

„Die Mutter“

Roman von Maxim Gorki
Kritische Würdigung und Inhaltsanalyse
(Schluß)

„Nein“, laut der Sohn, „es läuft nicht gut ab“. Die Revolution von 1905 schweift schon unter der Oberfläche. Jeden Sonnabend kommen die Leute zu Kamel. Auch ein Mädchen ist dabei, Solcha. Diese laut einmal: „Wir sind Sozialisten“. Das schreckliche Wort jagt der Mutter Angst ein, denn mit diesem Begriff verbindet sie alles Verbrecherische. Aber auch dieses Wort verliert bald seinen widrigen Klang für ihr Ohr. Sie lernt, daß es für die Arbeiter keine Nationen, keine Landesgrenzen gibt. „Alle Arbeiter sind unsere Genossen, alle Reichen, alle Regierungen unsere Feinde“.

Schon gehen Gerüchte um über die Gefinnung Kamels und die Zusammenkünfte in seiner Stube. Es werden Flugblätter entdeckt, worin die Zustände in der Fabrik kritisiert werden. Kamel ist ihr Urheber. Es kommt zu einer polizeilichen Hausdurchsuchung, Nikolai und noch 7 andere werden verhaftet. Die Mutter beklammert das Schicksal der guten Leute. „Wer weiß, vielleicht fohren sie die Revolution“ — „Die Seelen verbrennen sie“, antwortet Kamel. „Das ist noch schlimmer, wenn sie sie mit schmutzigen Händen nach der Seele greifen.“

Immer weiter schreitet die geistige Umwandlung der Mutter voran. Auch der Gottesglaube kommt ins Wanken. „Sie haben uns einen falschen Gott untergeschoben, alles, was ihnen in die Hände kommt, verwenden sie gegen uns“, laut Robin eines Tages. Zuerst entsetzt sich die Mutter über solche Rederei, später gewöhnt sie sich auch daran.

Kamel steigt infolge seiner Bildung stark im Ansehen seiner Genossen. Einmal will der Fabrikdirektor einen Sammel bei der Fabrik trocken legen und für die Kohlen von jedem Kubel Lohn der Arbeiter eine Kopfe einbehalten. Kamel erklärte das für ungerecht, schreibt ein Flugblatt, die Mutter selbst befragt das Manuskript heimlich in eine Drucker. Es ist ihr erster Dienst für die Sache des Proletariats. Kamel will einen Streik entfesseln, bis die Kopfe erlassen wird. Wieder gibt es eine Hausdurchsuchung bei ihm, Kamel wird abgeführt. Zum ersten Mal spürt er die Macht der zaristischen Polizei. Der Direktor winkt, der Genrat nicht, und weg ist der Mensch. Die einen meissen das Volk, die anderen halten es bei den Hörnern. So irrt sich Robin. Debe und leer schließt sich nun nach der Verhaftung des Sohnes das Leben der armen Witwe dahin. Neunundvierzig Genossen sind nun schon ins Gefängnis gemandert.

Da laut Jegor Iwanowitsch zur Mutter, die Flugblätter müht unbedeutend weiter erscheinen. Bienen sie jetzt aus, so läge der Beweis klar auf der Hand, daß Kamel ihr Verbreiter war. Das leuchtet der Mutter ein, und sie erklärt sich bereit, die verbotenen Druckerzeugnisse in die Fabrik zu schmuggeln. Sie verkleidet sich zu diesem Zweck als Eisenverkäuferin.

Eines Tages darf die Mutter ihren Sohn im Gefängnis besuchen. Sie erzählt ihm, daß sie Blätter in die Fabrik schmuggelt, was der Sohn nicht glauben will. Es macht ihr sogar Spaß, den Spionen ein Schnippen zu schlagen.

Nach einiger Zeit wird Kamel wieder entlassen. Bei der Heimkunft spricht er das schöne und tiefe Wort: „Wenn jemand eine Mutter sein eigen nennt, die ihm auch geistig nahesteht, so ist das ein seltenes Glück.“

Es rückt der erste Mai heran. Man hat sich zu einer Demonstration entschlossen, und Kamel will die Fahne vorantreiben. Er weiß, daß er dann wieder eingesperrt wird. Die Mutter sieht seinen Eifer ungern, aber er tadelt sie: „Du sollst nicht traurig sein, sondern Dich freuen“. Sie kann aber ihre Muttergefühle nicht ganz der großen Idee des Sozialismus unterordnen und entschuldigt sich mit den Worten: „Ich sage ja nichts, ich hindere Dich nicht, aber wenn mit leid um Dich ist, ist das von einer Mutter doch zu verstehen.“ So kämpft in ihrer Brust doch die Mutter mit der Genossin.

Am ersten Mai schreitet die Mutter stolz mit in dem Zug. Am Fabriktrio reden Reden gehalten. Der Kleinsten laut: „Genossen, auf Erden sollen verschiedene Völker leben, Juden und Deutsche, Engländer und Tataren. Das glaube ich nicht. Es gibt nur zwei Völker, zwei unzerstörliche Feinde — Reiche und Arme.“ (Wir werden einige Kapitel des Romans zum Abdruck bringen.) Die Polizei treibt die Demonstranten auseinander. Auf dem Kirchplatz hält Kamel eine Rede, worin er die sozialdemokratische Partei hochleben läßt. Es entwickelt sich ein Sandsturm mit der bewaffneten Macht, und es löst die Festnahme Kamels und anderer Genossen, die nach im Abtransport das Lied singen: „Steh auf, erhebe dich, Arbeiterpöbel! Auf den Feind, ihr hungernden Brüder.“ So endet dieser Mittag.

Nun ist die Mutter wieder allein und ohne Hilfsmittel. Da erscheint der Genosse Nikolai und nimmt die Frau zu sich in die Stadt. Er gibt ihr auch Geld. Sie wohnt sich nun ganz dem Dienst des Proletariats, schmuggelt Druckschriften aufs Land zu den armen Bauern. Ihr religiöser Glaube wandelt sich mehr und mehr. Sie beginnt weniger zu beten, denkt aber immer an Christus und die gleichmäßige Verteilung der Güter. „Wo ist er, der anabie-

Gott, vor dem es weder reich noch arm gibt, dem alle seinem Herzen liehe Kinder sind?“

Der Genosse Bessowitsch entflieht aus dem Gefängnis, Jegor stirbt, bei seinem Begräbnis kommt es zu einem Zusammenstoß mit der Polizei, die die roten Kränze entfernen will. Ein Plan zur Befreiung Kamels und der anderen Genossen wird entworfen. Die Mutter steht bei einem Besuch im Gefängnis ihrem Sohn einen Brief zu mit dem Befreiungsplan, der sehr listig angesetzt wird. Kamel lehnt aber seine Befreiung ab. Er sagt, er würde die Aktion vor sich selbst verlieren. Der Sohn wird der Mutter wie zu einem Märchenhelden. Noch schwant ihm zufliegen den mütterlichen Instanzen und der Hingabe an die allgemeine Sache, aber schon macht sie sich Selbstvorwürfe, weil ihre Gedanken vielleicht zu viel dem Sohne schaden. So vollzieht sich langsam ihre mentale Entwidlung zur vollbewußten Revolutionarin.

Almählich kommt der Tag heran, wo Kamel und die anderen „Freier“ vor dem Gericht erscheinen müssen. Allgemein besteht die Meinung unter den Genossen, daß das Urteil schon fertig sei; man hat also keinerlei Vertrauen zu der zaristischen Justiz. In einem der zahlreichen Gespräche, mit denen das Buch gefüllt ist, kommt die hohe Seele des zünftigen Revolutionärs zum glänzenden Ausdruck. Der Genosse Nikolai empfindet die Revolution als eine sittliche Aufgabe, die das Opfer aller persönlichen Rücksichten, Bequemlichkeiten und Glückswünsche fordert. „Das Familienleben, die Kinder, die unruhige Lage, die Notwendigkeit, fürs tägliche Brot viel zu arbeiten, alles das mindert stets die Energie des Revolutionärs. Aber der Revolutionär soll seine Energie unermüdet intensiver und umfassender entwickeln. Wir müssen immer allen vorangehen, weil wir Arbeiter sind, durch die Macht der Geschichte berufen, die alte Welt zu zerstören und ein neues Leben zu schaffen.“ Inzwischen wird noch die Befreiung Kamels und anderer Genossen aus dem Gefängnis erfolgreich bewerkstelligt. Die Gerichtsverhandlung gegen Kamel und Genossen, ein Meisterstück realistisch Schilderungsarbeit, (wir drücken sie ebenfalls ab) gibt Kamel Gelegenheit zu einer glänzenden Rede vor den Richtern, worin er seinen hohen Glauben an die Geburt einer neuen Zeit offenbart. „Wir sind Sozialisten“, so beginnt er, „das heißt wir sind Feinde

des Privateigentums, das die Menschen entzweit, sie gegenentgegen der rüstet und unzerstörliche Interessengegenstände schafft“. Es ist eine der besten Seiten sozialistischer Literatur, die Gorki mit dieser brillanten Rede geschrieben hat. Der Genosse Samoilow, ebenfalls zur Verteidigung aufgerufen, schleudert dem Gerichtshof die Worte ins Gesicht: „Sie erziehen Spione, Sie verführen Frauen und Mädchen, Sie machen die Leute zu Dieben und Mördern, Sie vergiften sie mit Branntwein. Internationales Proletariat, nationale Vögel, Sittenverderber und Vermilbung, das ist die Kultur. Ja, wir sind Feinde dieser Kultur!“

Das Urteil des Gerichtshofes fällt aus, wie man erwartet hat. Verurteilung nach Sibirien und Zwangsarbeit. Die Mutter und Kamels Verteidigungsrede als Flugblatt in einem Heftchen nach Moskau bringen. Am Bahnhof fällt sie einem Spion auf, der einen Bahndiener auf die verdächtige Frau aufmerksam macht. Dieser tritt an die Mutter heran und beschimpft sie als Diebin. Da flüchtet sie ihre Flugblätter heraus unter die Leute, und der fluchmende Zorn macht sie herbei. „Wofür hat man meinen Sohn und alle, die mit ihm waren verurteilt, wagt ihr das? Ich will es wissen, und ihr müßt dem Herzen einer Mutter und ihren Augen hören glauben.“ Gestern wurden Menschen dafür verurteilt, daß sie ihre Flugblätter bringen! Gestern habe ich erfahren, daß diese Wahrheit unbefugbar ist. Niemand kann mit ihr

niemand.“

Die Frau hat sich zur vollbewußten, aktiven Sozialistin gerungen. Sie erwartet ihre Verhaftung, sie will verurteilt werden und sich in Sibirien neben ihrem Sohn anschließen. Sie kämpft an ihrem sozialen Ideal mit der Aburteilung eines Märders. Unter den Wirkungen der Gedanken bei ihrem Abtransport ruft sie ihren Glauben über die Köpfe der Leute hin: „Auch einem Meer von Blut kann ihr die Wahrheit nicht auslöschen.“

So endet der Roman, dessen Hauptreiz nicht in einem erfindungsabenteuerlichen Geschehen, überhaupt nicht in der Handlung sondern in den zahlreichen Gesprächen, die wahre Goldminen sozialistischer Denkmäler enthalten. Wer auf diese Unterhaltungen Augenmerk richtet, wird die Empfindung haben, daß man den Roman mit wachsendem Genuß sogar zweimal lesen kann.

Die Karussellpferde

Schließlich wird niemand behaupten wollen, daß ein buntemaltes Karussellpferd nur durch Sauberkeit und Glanz besticht, daß es in Wahrheit eine gute Fee bringe — in seinem vierten Lebensjahre wurde Theobald Ping von den erhabenen, sprunghaften Vorderbeinen eines derartigen Holzschmiedewerkes aufgefunden und zweifelslos mindestens vor einer Gehirnerschütterung, wenn nicht vor dem Tode bewahrt! Der ungebärdige kleine Kerl war während der laufenden Fahrt des Karussells auf die Bank eines sich hebenden und senkenden Wagens gesteuert und sollte fabel hoch in der Luft mit Mund, Armen und Beinen umher, sein erschreckender Vater griff ihn ungeachtet zu, daß er dem Bengel noch einen Klaps obenbrein verleierte und das Körnerchen hinunterwarf, um Glück gerade auf die Beine des Holzpferdes. Mit ein paar Hautabstürzungen am Arme und der entsprechenden Menge Gebeul verließ alles nach Gottes Fügung. Theobald träumte hinfort nur noch von buntemaltes Karussellpferden. Er sprach mit ihnen, die gar nicht da waren, machte mit ihnen Armen die Stellung des Pferdes nach und fingelte. Schwaunte und wühlerte gewaltig. Nichts wünschte er sich lieber, als er mählich größer wurde, als entweder Karussellkassierer, Drechselmeister oder Jockey zu werden, was sich alles mit dem Traum von Pferden, buntemaltes oder wahrhaft mählernden, verbinden ließ.

Theobald aber kam zu einem Antreiber in die Lehre. Er entwickelte sich als bester für Landarbeiten, mucks noch Lehrlingen und selbstbewußten Gehilfen, wechselte diese und jene Stellung gegen eine dritte und landete mit fünfundsamanzig Jahren in einem Spezialgeschäft für Jahrmärtsartikel. Scheinbar durch Zufall. Wenn wir recht bedenken, aber doch wohl, getrieben von einer nicht immer klaren Sehnsucht nach künstlichen Pferden, wenn es nun schon nicht die echten und trabenden sein sollten.

Sier herrichte wahrer Ueberflus an hölzernen Pferden, an lebenden und sprunghaften, ja, an solchen, die auf einer Federung hin und her pendelten. Man mußte welche zu Schimmeln, welche zu Kappen, welche zu Braunen prächtig herrichten, und da zeigte sich denn Theobald Ping als Künstler und Meister. Mit Gold und Silber tabnte er den Sattelbelas in den Schabracken ein. Purpurrot und Gelb, Grün und Violett wühlte er so munterroll für Sattelzeug und ausgedrehtes Riemenwerk zu verwenden, daß bald die Pferde dieses Kaufhauses am meisten begehrte wurden. Die Karussellbesitzer warteten oft ein Vierteljahr auf Lieferung, um nur von Ping bemalte Tiere zu bekommen, und man kann sagen, daß der einfache Mensch und kleine Karr seiner Tischigkeit und Träume, Theobald, ein ziemlich glückliches Weien war.

Wie die Kenner des Rennmaterials Fesseln und Bau, Kuppe und Gewicht der Favoriten abzuschätzen verstehen, so fand er vor den arbeitslosen Karussells, hölzerne Pferde auf Schattierung ihrer Felle und Ausarbeitung des Zaumzeuges taxierend — und so fand er, ohne es je beabsichtigt zu haben, seine Braut, Elie Rabuich,

Köchin bei Professor Gitsche, jung, rotbarig, ein Mädchen in weißer Haut und noch weikeren Kleidern. Theobald glaubte nämlich, daß ein Karussell das dunkel in seiner Erinnerung stehende Bild eines seines Anfalls wiederzuerkennen. Er flog auf das Gesicht des Mädchens und hätte fast ein Mädchen abgeworfen, dessen lachendes Gesicht sich eben auf das Trübsinnige schob. Sie lachten beide, sprachen miteinander, sie blieben beisammen, sie waren jung und wohlgenährt, kurz, sie liebten sich schon, als sie so dasinanden auf und neben dem Pferde im Krallen eines Wiener Balzers.

Es sprach sich in der kleinen Stadt herum. Man wußte den Tag an dem Theo beim Zufeller Kreisfischman zwei aadbene Ringe erwarb, und alle Welt wartete mit Spannung auf die Trauung, die dann auch nach zwei Jahren erfolgte und festlich begangen wurde. Für dieses Ereignis hatte sich die heilige Elie — damals genau die halbe Wohnungseinrichtung war noch ihrem Schwager haben heiligen worden — eine ganz besondere Ueberraschung gedacht. Sie ging heimlich zu Theobald, um das schönste Holzpferde montieren und für den von ihnen beiden für die Ehe erhofften Jungen stehen zu lassen. Ladend erklärte ihr der Unternehmer, das Pferd wolle er ihr und seinem besten Arbeiter schenken, und richtig, als Theobald nach der Trauung die für Braut und Grün und Gold. Der Sohn allerdings ließ sich warten. Was man dem Gatten anmerkte, war eine leistunglose Unvollkommenheit. Elie ließ ihn grübeln — und siehe da: Von diesem ererbten Lohn begann Theo das weite und bald das schönste Leben zu führen. Der Meister ließ den Gehilfen für die Arbeit, die ihm die Pferde sehr billig und fürstliche nur, Theo konnte schließlich bei diesem Spielchen überhandnehmen.

Nun, Theo hatte bald seine samanzig Pferde, und dann schickte er Wagen und Bierate zusammen, bis alles da war, was zu einem Karussell gehören mochte, nur das Karussell selber noch nicht. Das war die letzte ihm ein Belannter zu erscheinendmaligen Brief. Zwei Tage vor dem neuen Jahrmarkt trat Theobald vor seinem Weibe hin: „Da, Herr, ich muß nun wohl irgendetwas gehen.“ — „Wieviel verdienen Sie nicht genug?“ — „Das ist es nicht. Aber wir müssen jetzt ein Karussell auf. Gehst nicht, bleibst mir ja immer noch ein Handwerker!“ — Kein Reden half, kein Hinweis auf größere Sorgen, auf Heimalofastigkeit, auf Arbeit in Wind und Wetter und Schmutz; man mußte den Gehilfen stehen lassen und sich ohne ihn behelfen.

Wißt ihr nun, wer Ping ist? Er hat gestern sein fünfundsamanzigjähriges Jubiläum als Karussellbesitzer gefeiert. Zamolsi, der erliche Ping, dessen Kleiderbuden auf jedem Jahrmarkt, Götterhion sind, der Militärring. Ein seltsamer Aufstieg, nicht wahr?

Walter Anatole Perlich.

Billo, der Sohn Wotans

Ein Tierroman von Oskar Curwood
Cooproscht von Franzische Verlagshandlung, Stuttgart
(Nachdruck verboten.)

17 Wie der Alte gerade diesen Augenblick herausgefunden hatte, ist ein Rätsel, denn schon fünf Minuten später tauchte er auf, rubig und gelassen, ohne im Wasser zu plätschern oder einen Laut von sich zu lassen. Das war etwa fünfzehn Meter von Billo entfernt. Fünf Minuten lang lag das Wasser unbeweglich, dann schwamm der Biber ganz langsam dem Damm entlang quer über den Teich. Auf der anderen Seite flog er ans Ufer und blieb, die Augen auf den Teich des Damms gerichtet, auf dem Billo lag, noch einen Augenblick unbeweglich hoden. Nirgendwas sah ein Biber zu sehen und man konnte bald bemerken, daß der Alte nur ein Ziel im Auge hatte: Billo schärfer zu beobachten. Und als er wieder ins Wasser aing, schwamm er dicht am Damm entlang. Drei Meter vor Billo hetterte er langsam und vorsichtig nach oben.

Billo lag in seinem Loch verborgen und nur der oberste Teil seines glänzenden schwarzen Fells war den prüfenden Augen des Alten sichtbar. Um besser sehen zu können, streckte der Biber seinen schlaffen Schwanz am Boden aus und begab sich in sitzende Stellung, wobei er die Vorderpfoten wie ein Eichhörnchen vor die Brust hielt. In dieser Stellung war er sechs bis acht Meter groß. Er wird etwa vierzig Pfund gewogen haben und in einigen Blasen alisch er den runden, autmütigen und töricht aussehenden Hund, die zu viel treffen. Sein Stirn aber arbeitete überaus schnell. Blöblich schlug er mit seinem Schwanz einmal auf den getrockneten Schlamm, da sah Billo schon aufrecht. Er erblickte den alten Biber, und beide starrten sich lange Zeit an. Keiner rührte sich von der Stelle, bis sich Billo erhob und mit dem Schwanz wedelte.

Das geniesete dem Alten, er ließ sich wieder auf die Vorderfüße fallen und wedelte gemächlich an den Rand des Damms. Dann tauchte er ins Wasser. Jetzt war er nicht mehr so vorsichtig wie ebendem, auch hatte er keine besondere Eile dieesmal. Er brachte Bewegung ins Wasser. Kühn schwamm er hierhin, dorthin, sogar unter Billos Platz hindurch. Nachdem er das ein paarmal wieder-

holt hatte, durchschnitt er den Teich und schwamm fersengerade auf den grünen der drei Biberbauten zu und verschwand. Fünf Minuten später durchsteifte die Kunde von der Selbstat des Alten die ganze Siedlung. Der Eindringling, Billo, sei kein Luhs, auch kein Wolf und kein Fuchs. Ueberdies sei er jung und harmlos, und jeder könne die Arbeit über das Spiel wieder aufnehmen, es bestche keine Gefahr, so lautete das Urteil des Alten. Wenn einer dieser Worte in der Biberprache durch ein Sprachrohr gesprochen hätte, wäre eine schnellere Reantworung wohl kaum erfolgt. Mit einemmal schien es Billo, der noch immer auf dem Damm stand, als wimmle der Teich von lauter Bibern. Noch nie hatte er so viele Tiere auf einmal beisammen gesehen. Ueberall tauchten sie auf und einige von ihnen schwammen in drei bis vier Meter Entfernung vorbei und schauten neugierig nach ihm hinüber. In den nächsten fünf Minuten schienen die Biber nichts besonderes vorzhaben. Dann schwamm der Alte gedemwies wieder ans Ufer; andere folgten ihm, ein paar Arbeiter verschwanden in den Kanälen und ebensoziale hockten unten unter Erden und Weiden. Begierig wartete Billo auf die Jungen, denen er zum allererstenmal begegnet war. Endlich hatte er sie erpäht, wie sie aus dem kleineren Bau herauskamen. Sie hetterten auf ihren Spielplatz, eine glatte Ebene über dem schlammigen Ufer. Billo wedelte mit dem Schwanz daß sein ganzer Körper atterte, und rannnte den Damm entlang.

Als er den eben gelegenen Teil des Ufers erreichte, befand sich der junge Biber allein dort und fnaberte zum Abendrot an einer langen, hohen umgelegten Weide. Die anderen jungen Biber hatten sich in ein Dichtjung Eichen zurückgezogen.

Diesmal rannnte der junge Biber nicht davon, sondern schaute ganz rubig von seinem Stück Holz auf. Billo fauerte sich nieder und wedelte voller Freuden mit dem Schwanz. Der Biber blidte ihn eine Zeitlang an. Es gab ja nichts zu fürchten. Wer dieses fremde Wesen auch sein mochte, es war jung und harmlos und schien in der Tat endlich bemüht, einen Kameraden zu finden. Aufmerksam schaute der Biber sich Billo an.

Dann fuhr er kühl mit seinem Abendrot fori.

... Und Billo mußte jetzt, daß er nicht mehr einsam und ver-

10. Kapitel Reitung eines jungen Bibern

Wie im Leben jedes einzelnen Menschen ein einziger großer vorherbestimmender Einfluß wirksam ist, so spielte im Leben Billos der Biber die schicksalhafte Rolle. Es muß Vermutung bleiben, wohin er gezogen und was ihm alles ausgehoben wäre, wenn er Teich nicht entbedt hätte. Der Teich hielt ihn fest, er nahm sich mählich die Stelle des Windbruchs ein, und in den Bibern fand er Freunde, die ihn für den Verlust Wotans und Graumolls wenig einschätzten. Diese Kameradschaft, wenn man sie so nennen kann, beschränkte sich auf diese Grenzen. Mit jedem Tag, den Billo zusammen erlebte, gewöhnte sich die Biber immer mehr an Billos los Anblick. Nach vierzehn Tagen schon hätten sie ihn vermissen, wenn er fortgezogen wäre, aber nicht so, wie Billo die Biber vermissen hätte. Es war nur eine Art quämütiger Duldsamkeit, auf ihrer Seite. Bei Billo aber war es etwas ganz anderes, es wollte bemutert werden, es erfüllte ihn noch das Verlangen, dem Kindes, aus dem er noch nicht hinausgewachsen war, und wenn die Nacht kam — um in diesem Ton fortzufahren — verlannte er ihn danach, mit dem jungen Biber und seinen Gespielern in das große Haus zu gehen und dort zu schlafen.

Die vierzehn Tage, die dem Tag der Entdeckung des Alten folgten, nahm Billo keine Mahlzeiten etwa 1500 Meter weiter oben an dem Fluß ein, wo es Krebie in Bülle und Fülle gab. Billo blieb ihm aber der Teich, Nachts und einen großen Teil des Tages hielt er sich immer dort auf. Er schlief in dem unteren Teil des Damms, in besonders klaren Nächten oben auf dem Damm. Die Biber buideten ihn gerne als fähigen Gast. Sie gingen in kleinen Anwesenheit der Arbeit nach, als ob er gar nicht da wäre. Die Arbeit erregte Billos ganze Aufmerksamkeit und er wurde des Biber schauens nimmer müde, sie verirrte ihn. Tag für Tag sah er seinen Freunde Holz und Zweige für den neuen Damm durchsagen. Hier bughieren und bemerkte deutlich, wie dieser fähig wurde. Ein Tages lag er vier Meter von einem alten Baum durchschnitten, gerade einen fünfzehn Zentimeter dicken Baum durchschnitten, der Baum fürzte und der alte Biber auf die Seite sprang, hockte sich auch Billo in Sicherheit.

(Fortsetzung folgt.)